

Versöhnt mit dem Wiederholungstäter

Harald Naegeli, Pionier von illegalen Graffiti, darf in den Grossmünstertürmen sprayen. Jetzt verwirklicht er den Traum seines «Zürcher Totentanzes».

Von Christoph Mörgeli

Seit dem Mittelalter gibt es Darstellungen von Menschen verschiedenen Alters und Standes, die mit dem Gerippe als Personifikation des Todes konfrontiert werden und so erkennen, dass sie sterben müssen. Alle sind betroffen, niemand kann sich entziehen. Solche Totentänze bedeuten Lebensgefahr. Folglich wünscht sich kaum jemand einen Totentanz zum achtzigsten Geburtstag – Harald Naegeli aber schon. 1980/81, in der unruhigen Zeit der Zürcher «Bewegung», machte der Spross einer wohlhabenden Familie vom Zürichberg mit makabren, nächtlich angebrachten Graffiti in Köln von sich reden. Vom einst sechshundertfachen «Kölner Totentanz» blieb fast nur die heute denkmalgeschützte besprayte Fassade des Museums Schnütgen (ehemals katholisches Damenstift St. Cäcilien) erhalten.

Zuvor hatte Naegeli bereits in Zürich anonym und lange unerkant mehrere hundert Figuren an Fassaden gesprayt. Er protestierte damit angeblich gegen die allgegenwärtige Bauwut in Beton. Als ab dem 1. November 1986 eine Lagerhalle des Chemiekonzerns Sandoz in Schweizerhalle bei Basel brannte und Fische im Rhein starben, schockierte Naegeli die Bürger mit einem «Totentanz der Fische».

Totentänze sind im Trend

Im Lauf der Jahre mutierte der Ökoaktivist zum stolzen, in der Kunstszene bewunderten Street-Art-Aktivisten. Was mag es bedeuten, dass sich der mittlerweile 78-jährige Herr seit Jahren um ein kleines Stück Ewigkeit im Grossmünster, dem Wahrzeichen seiner Geburtsstadt, bemüht? Harald Naegeli kehrt wohl kaum in den Schoss der reformierten Kirche zurück. Online träumt er vom «aktuellsten Totentanz in Europa», möglicherweise ohne zu wissen, wie viel sich gegenwärtig in der makabren Kunst tut. Allein 2018 zählt die Deutsche Nationalbibliothek fünfzehn künstlerische Werke. Fürs kommende Jahr sind bereits mehrere Neuerscheinungen angekündigt: Das Graffito von Frank Furtschegger (*1990) alias Knarf in Lienz, der zwanzig Meter lange Fries in Cortenstahl von Markus Thurner (*1977) in Kramsach oder die zweiundzwanzig Meter lange Bilderfolge von Désirée Wickler (*1983), die im September 2019 der Öffentlichkeit in der Abtei Neumünster in Luxemburg vorgestellt werden soll.

In Zürich zieren mittlerweile bereits einige Strichfiguren und Knochenteile die Innenwände der beiden Grossmünstertürme. Diesmal



Für Gotteslohn: Szene von Naegelis «Totentanz» im Zürcher Grossmünster.

darf Harald Naegeli ganz gesetzeskonform vorgehen, hatten doch die Kirchgemeinde Grossmünster und der Kanton als eigentlicher Eigentümer des Gotteshauses nach vielen Jahren beharrlichen Kampfs ein Einsehen. Naegelis dynamische Skelette werden Realität – eines nutzt sogar eine Rohrinne als Gabel. Macht es sich gar gewaltsam im Turminnern zu schaffen? Ob die wackeren kantonalen Kulturbeauftragten, Kirchenpfleger und Pfarrherren wohl bedacht haben, dass diese Knochengestalt möglicherweise durchaus am bald tausendjährigen Gemäuer rüttelt? So oder so haben die fantastischen Strichmännchen ihren subversiven Charakter behalten.

Ganz wohl scheint es den Offiziellen beim «Experiment Naegeli» trotz allem nicht zu sein. Zwar ist das Bedürfnis nach einem Friedensschluss mit dem Zürcher Künstler gross; seine illegalen Aktionen haben seinerzeit auch in Zürich zu aufwendigen Fahndungen und einer handfesten internationalen Strafverfol-



Gesetzeskonform: Künstler Naegeli.

gung inklusive halbjährigen Gefängnisauferhalts geführt. Selbst Naegelis Asylgesuch in Deutschland, der Weiterzug an den vielgerühmten Europäischen Gerichtshof für Men-

schenrechte und ein Gnadenauftrag zahlreicher Prominenter blieben erfolglos. 2012/13 wurde Naegeli in Zürich rückfällig, allerdings von Kameras identifiziert und erneut der Sachbeschädigung angeklagt.

Ganz in Zwingli Sinn

Seit drei Wochen arbeitet der Künstler jetzt in den Grossmünstertürmen – übrigens ohne ein Honorar zu verlangen. 600 000 Menschen besuchen jährlich die Zürcher Hauptkirche; viele von ihnen besteigen auch den öffentlich zugänglichen Karlsturm. Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrüst freut sich auf Naegelis Projekt: «Kirchtürme sind ein Fingerzeig von oben, sie berühren Himmel und Erde. Wo wäre es sinnvoller, beim Betrachten eines Totentanzes über Tod und Leben nachzudenken?» Sigrüst sieht den Sprayer von Zürich in einer jahrhundertealten Tradition: «Reformiert sein in der Nachfolge Huldrych Zwingli heisst Bekenntnis zum Prinzip der Reduktion. Genau wie Zwingli die Bilder und Statuen aus den Kirchenräumen gebannt hat, reduziert Naegeli seine Kunst auf den Strich.» Zwar sind die Totentanz-Figuren entfernbar und sollen nach Ablauf von vier Jahren wieder weichen. Doch der Künstler wäre nicht der Alte, wenn er das Ablaufdatum seines Werks nicht bereits heute öffentlich anzweifeln würde.

Auf traditionellen Pfaden wird sich Naegeli Zürcher Totentanz freilich nicht bewegen. Da sind keine Menschen, die der Sensenmann ins Jenseits führt. Indem Naegeli seine Figuren aber mit «Insignien der Macht» ausstatten und nebenbei auch die «Waffenschieberei» anprangern will, stellt er sich durchaus in die reformatorische Überlieferung der Sittenkritik. Tatsächlich ist schon der künstlerisch vielleicht bedeutendste Totentanz des Barocks in Zürich entstanden, nämlich als gedruckter «Sterbenspiegel» mit 61 Radierungen der Brüder Rudolf und Conrad Meyer anno 1650. Der Tod holt sie alle: vom Kaiser zum Papst bis hinunter zum Narren. Diese Perle der Buchdruckkunst vereinigte in einzigartiger Weise Bilder, Verse und Musiknoten («Sterbesänge»).

In unmittelbarer Nähe des Grossmünsters tanzte der Tod freilich schon 1581. Der Chorherr Johann Jakob Wick berichtete in seiner handschriftlichen Geschichtensammlung («Wickiana») von zwanzig schneeweissen Todesgestalten, die auf dem Gottesacker hin und her sprangen. Der fromme Theologe sah diesen Totentanz als Vorbote einer Pestepidemie. Doch die Tatsache, dass die Weissgewandeten schliesslich davonwankten, zeugt eher von einem Scherz fröhlicher, angetrunkenener Nachtbuben. Daran sollten wir vielleicht auch denken, bevor wir Harald Naegelis jüngstes Werk mit allzu grossem Bierernst interpretieren.

Der Autor ist Vizepräsident der Europäischen Totentanz-Vereinigung.

Stil

Königin der Geschmacklosigkeit

Die Basler Stadtpräsidentin und die andauernde Suche nach einem Kleid, das zu ihr passt. *Eine Glosse von Michael Bahnerth*

Die Lebenswelten der Basler Stadtpräsidentin Elisabeth Ackermann kann man in zwei prägende Phasen unterteilen: eine wirkliche und eine unwirkliche. In der wirklichen war sie erfolgreiche Gitarrenlehrerin und ein bisschen Politikerin der Grünen mit dem branchenüblichen Anliegen, durch moralisierende Postulate eine bessere Welt zu schaffen.

Ihr unwirkliches Leben begann mit einem Irrtum am 23. Oktober 2016, als sie gewählt wurde, weil das Volk dachte, sie sei deshalb eine gute Wahl, weil sie zu harmlos sei, um wirklichen Schaden anzurichten. Aber da lag man falsch. Was Frau Ackermann durch ihr Auftreten an Imageverlust für die Stadt herbeiführte, ist nicht ohne.

Das grösste Problem im unwirklichen Leben von Frau Ackermann ist nicht, dass sie kein Englisch kann und die 100-jährigen der Stadt es lieber haben, wenn sie den Blumenstraus der Regierung nicht von Frau Ackermann bekommen. Es ist auch nicht ihre Politik des Zauderns und der Vorrang der Vorsicht gegenüber der Vision. Persönlich ist Frau Ackermann nett. Sie ist nicht nachtragend wie etwa die Finanzdirektorin oder schnell beleidigt wie der Baudirektor. Sie ist dossierfest, kann gut moderieren, sie ist eine perfekte Nummer zwei, die vor zwei Jahren etwas euphorisch geworden ist und dachte, sie könne auch Nummer eins.

Daran, dass sie dem Amt nur die Kontur des Unmutigen und da und dort des Beliebigen gibt und trotzdem jährlich 300 000 Franken dafür kassiert, haben sich die Stadt und ihre Menschen gewöhnt. Auch an den Mangel einer gewissen Eleganz und Weltläufigkeit; daran, dass sie Basel nicht grösser machen kann, als es klein ist. Alles nicht wirklich dramatisch, daran leiden viele Schweizer Politiker.

Das grösste Problem für das Gros der Bevölkerung ist ihre Garderobe. Da ist das Volk konservativ. Wenn es schon vertreten werden soll, dann bitte gut angezogen. Schlecht anziehen können sich ja alle. Frau Ackermann trägt am liebsten etwas Schwarzes, das stets einen Kampf mit dem Körper zu führen scheint. Ihre suboptimale Blusen und Jacketts und Röcke der mittleren Preisklasse widerspiegeln kongenial ihre Politik.



Problem Garderobe: Politikerin Ackermann.

Bis vor ein paar Tagen war es erfreulicherweise so, dass man kaum noch von ihr hörte und noch weniger von ihr sah. Man hoffte bereits, sie sei gar nicht mehr da und Basel könne sich nun in die Phase einer ästhetischen Rekonvaleszenz begeben. Dann kam der 20. November. Der schon zu Lebzeiten unsterbliche Filmproduzent und Oscarpreisträger Arthur Cohn hatte zu einer Gala geladen, und Frau Ackermann musste hin.

Ausgerechnet dort, wo ein grosszügig geschneidertes kleines Schwarzes angemessen gewesen wäre, wollte Frau Ackermann zum ersten Mal in ihrer Amtszeit mutig sein und glamourös und entschied sich für ein Kleid, das grossflächig von einem Goldmuster durchzogen war und die Landschaften ihrer Kurven akzentuierte. Das Wort «Goldwurst» machte in der Stadt die Runde, aber so schlimm war es dann doch nicht. Sie kam bloss daher wie irgendwelche Hinterplanetarier aus «Star Wars» oder «First Time Dragqueens».

In der Stadt sitzt der Schock immer noch tief, und man tut das, was man fremdschämen nennt. Was bei der Bewältigung hilft, ist der Fatalismus einer Stadt, die sich mit dem Gang in die finale Bedeutungslosigkeit arrangiert hat. Und vielleicht ist es auch ein wenig so, dass die Stadt ahnt, dass sie immer mehr wird wie das Goldkleid von Frau Ackermann: nicht mehr von dieser Welt und jenseits eines Gefühls für Wirkung und Wirklichkeit.